

Zu den zwei Gemälden von August Weckesser

Autor(en): **Waser, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

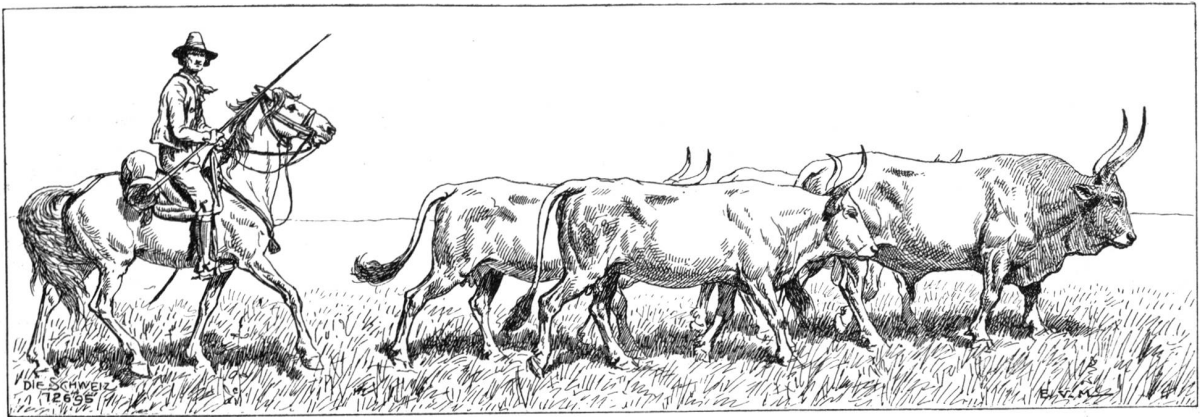
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Barbara von Muralt wird der Verhaftungsbefehl vorgelegt.

Gemälde von † August Beckeffer, Winterthur.

(Siehe Seite 104).



Rinderhüter aus der Campagna romana. Originalzeichnung von Evert van Nuyden, (Genf) Paris.

Zu den zwei Gemälden von August Weckesser.

(Siehe Seite 101 u. 103).

Unter den vier Entwürfen zu historischen Bildern, die August Weckesser 1869 von Rom aus dem Kunstverein Winterthur zur Einsichtnahme zugehen ließ, fanden sich zwei, die gleich den Zwinglibildern ins Zeitalter der Reformation verlegen und sich beziehen auf die Uebersiedlung des Geschlechtes der Muralti aus Locarno nach Zürich (1555); und die beiden Farbenskizzen sind später neu erstanden in ausgeführten Gemälden, wie sie uns hier in Reproduktion vorliegen. An dem Bild, das „die drei Locarnerinnen vor dem päpstlichen Nuntius“ zeigt, that der Meister den 29. September 1874 den letzten Pinselstrich, und gleich in Basel erfuhr es die günstigste Aufnahme und Beurteilung; ja, ein begeisterter Einzender schloß mit den Worten: „... Es wäre unverantwortlich, wenn dieses Juwel nicht festgehalten würde. Zürich, das an dem Bilde mehrfaches Interesse hat, würde es ohne Zweifel dann gleich mit Beschlag belegen. Videant consules!“¹⁾ In der That ist jetzt Weckesser durch die „den Saltarello tanzenden Kinder am Strand von Capri“ in Basels öffentlicher Kunstsammlung nur ungenügend vertreten. Noch ehe aber das Gemälde nach Zürich gelangte, ward es vom Kunstverein in St. Gallen erworben für 6650 Franken, und in St. Gallens Museum behauptet es heute einen Ehrenplatz. — Wir blicken ins Innere eines Prunkgemaches jener Zeit mit prächtiger Kassettendecke, längs welcher an den blauglasierten Wänden hin ein Fries umläuft mit den schweizerischen Kantonswappen, mit schwarz und weiß gemustertem Steinplattenboden; an der Wand links vom Eingang, der in eine kleine Hauskapelle gotischen Stiles führt, hat die Sanduhr ihren Platz; über dem Eingang erkennt man die sich kreuzenden Schlüssel Petri mit der päpstlichen Tiara. Links sitzt im Lehnstuhl rechts hin, das linke Bein über das rechte geschlagen, der päpstliche Legat Ottaviano Riberti, Bischof von Terracina; mit der Rechten hält er die Stuhllehne, die Linke läßt er aufrufen auf dem mit roter Decke und schweren Folianten belegten Tisch. Der ausdrucksvolle, durchgeistigte Kopf des Prälaten zeigt ein fein-

gechnittenes Profil; unverkennbar spiegelt sich in seinem Antlitz ein gewisses Wohlgefallen an den drei vor ihm stehenden Gegerinnen, aber sichtlich erstaunt der Priester ob dem kühnen Mute der Damen. Diese stehen rechts: Barbara Muralta, Lucia Bellò, Caterina Appiana. Barbara Muralta, am meisten rechts im Profil, im blauen Gewand mit großem schwarzem Shawl (mit roter Fütterung) und mit langem schwarzem Schleier, scheint zu sprechen und legt dabei betuernd die Rechte aufs Herz, die Linke auf die aufgeschlagene Bibel, da sie sich in ihren Aussagen auf Bibelworte beruft; die Bibel aber hält mit beiden Händen die edle Dame im gemusterten Crèmekleid und reichen Juwelenschmuck; sie und die dritte der Frauen, die recht eigentlich italienischen Typus zur Schau trägt, sind mehr von vorn dargestellt²⁾.

Der erste Entwurf ließ Barbara von Muralta die Rechte schwörend zum Himmel erheben; das rügte Herr Dr. Imhoof-Blumer, der gerade damals (Frühjahr 1874) wieder mal bei Weckesser in Rom ankehrte. Und in der That hätte diese Geste etwas Theatralisches und Unruhiges hineingebracht in die im übrigen so edel und schlicht gehaltene Komposition, vielleicht auch unschöne Linien bewirkt, wogegen das Auflegen der Rechte aufs Herz die tiefinnerliche Ueberzeugung bekundet. — So ist die ganze Situation meisterhaft wiedergegeben, über alles Lob erhaben die fast minutiöse Gewissenhaftigkeit in der Durchführung jeglichen Details, wie z. B. in der Architektur des Saales, in der Gewandung und im Schmuck der Damen und des Priesters. Die Zeichnung, die in den Bildern des Künstlers zwar immer korrekt, nicht selten aber etwas hart ist, weist hier wohlthuend weiche Linien auf, und auch das Kolorit atmet eine ansprechende Wärme.

Das zweite Gemälde: „Barbara von Muralta wird der Verhaftbefehl vorgelegt“, trägt die Bezeichnung „Roma 1881“³⁾. Auch von dieser Komposition bestehen zwei Auflagen, von denen die zweite einer neudurchgesehenen, verbesserten gleichkommt. — Auf den Auftritt mit dem Bischof am 18. Januar 1555 sollte tags darauf die Gefangennahme der kühnen keckerischen Dame erfolgen. Die Häfcher, d. h. der

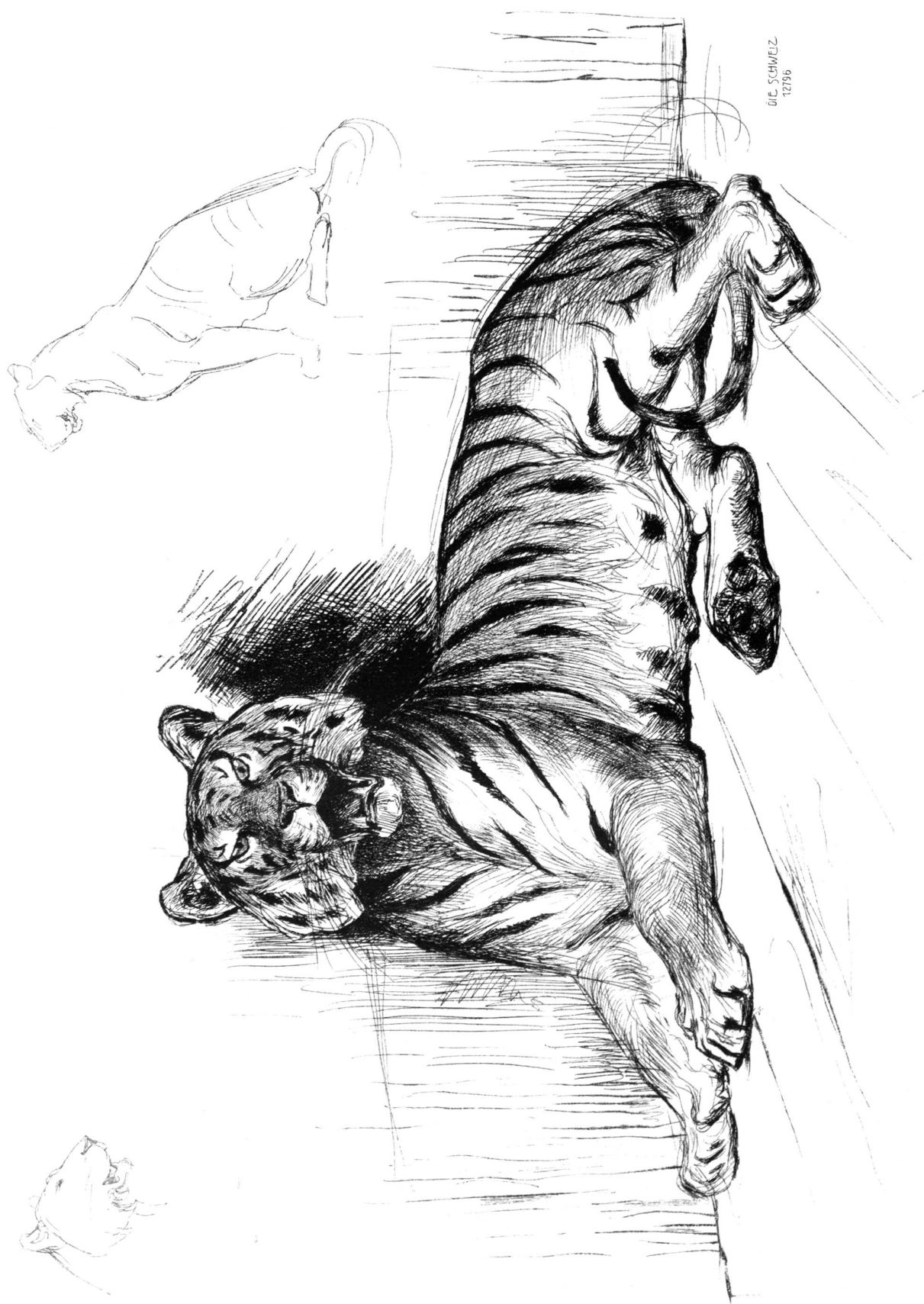
¹⁾ B. R. in den „Basler Nachrichten“ vom 3./4. März 1875. Allerliebst nimmt sich heute, ein Vierteljahrhundert später, des Einsenders Apokryphenbildung Böcklins aus, auf dessen Kosten dann Weckessers Bild herausgegriffen wird: „Wenn wir das kunstliebende Publikum Basels,“ beginnt er seine Einfindung, „auf ein schönes Bild, das als Gast in unsern Mauern weilt, aufmerksam zu machen versprechen, so glaube ja niemand, wir wollten etwa als Böcklinphantasien die Sirenen preisen. Es braucht sich keiner die Ohren zu verstopfen. Zwar haben wir auch an Böcklins neuestem Produkt unsere heimliche Freude gehabt; denn dieses Bild wird hoffentlich auch die von den Maurischen Reitern noch nicht zu Boden gerittene Böcklinbegeisterung zu zerstören im Stande sein. Das Haarsträubende, Unheimliche, um nicht zu sagen Diabolische, das uns schon aus Böcklins frühern Bildern mit Augen angegrinst, schreit aus dieser ungeheuerlichen neuesten Malerei unseres Mitbürgers zu deutlich und unmissverständlich heraus, als daß irgend einer es ignorieren könnte. Böcklin ist gradatim vom malenden Künstler zum künstlerischen Maler herabgefunken, der mit den Farben einen Fettschinken treibt und zu Ehren seiner Bögen die Schönheit mit hyänenartigem Jüngling dahinfopfert. Möchten jeden jungen Künstler die Sirenen Böcklins als Gespenster verfolgen bei Tag und Nacht!“

²⁾ Die Namen entnehme ich der Darstellung von Ferdinand Meyer; dieser, der Vater des großen Conrad Ferdinand, hat zwei Bände geliefert über „Die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weitere Schicksale“, Zürich 1836; vgl. I 415 ff. und 516 ff. („Zuglück, gäben durch mich, Barbara Muralta, der Neben, die ich mit Bischof Terracina gehalten hab“). — In diesem (dem Locarnesenbuch) blätterte der Dichter zuweilen, des Vaters gedenkend, den er noch im Knabenalter verlor. Er hatte von ihm außer der Klarheit und sachlichen Milde die Lust an der Historie und das allerdings aufs höchste gesteigerte Bedürfnis, sie künstlerisch zu gestalten, als Vermächtnis und Erbeil übernommen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß seine drei ersten poetischen Werke, Huttens letzte Tage, Das Amulett und Jenatsch, aus jener Periode der Gegenreformation geschöpft sind, die den Vater in so hohem Grade anzog.“ So Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer, S. 15.

³⁾ Das Gemälde wurde seinerzeit bestellt durch Herrn Hans Wunderly von Muralta.



Die Geldstagfeierung.
 Gemälde von Albert Riker, Ins (Hf. Bern).
 Nach einer Photographie aus dem Prädikament „Infraalbum“.
 Verlag von J. Gahr, Bernburg.



612 SCHWELZ
12196

F. VAN MUYDEN. P. 86

Liggender Tigr. — Tigre couché.
Radierung von Evert van Hunden (Gheut), in Paris.

Weibsel und zwei Knechte, sind ins Boudoir vorgedrungen, und der grimme Gerichtsbote im Stahlkleid präsentiert den Verhaftbefehl, gerade wie die Kammerfrau beschäftigt ist mit dem Flechten der Haare ihrer Herrin: diese bittet, im Nebenzimmer ihre Toilette beenden zu dürfen, um dann von da durch eine geheime Thüre zu entinnen⁴⁾. — Wiederum zeigt das Interieur eine fast überreiche Ausstattung: ein (von der Decke

niederhängender) Papagei⁵⁾ und ein kritisch bellendes Hündchen sind anekdotenhafte Zuthaten des gern erzählenden Malers, die vielleicht ebenso gut weggeblieben wären; der Ausdruck der Gesichter scheint etwas minder durchgeistigt als auf dem Gegenstück; aber alles in allem ist auch dieses Bild wohl gelungen: geschickt komponiert und gut gemalt.

Dr. Otto Waser.

⁴⁾ Vgl. Ferdinand Meyer I 413 ff.

⁵⁾ Sogar zum Papagei existiert eine Studie (bei Herrn Konseruator Alfred Ernst in Winterthur).

Abendsonne.

Von J. Bindschedler.

(Schluß).

„Nun, Frau Bäumlein, Sie haben ja wirklich Schweres erlebt, und Sie thun mir aufrichtig leid. Aber die ersten, schlimmsten Wochen sind jetzt vorbei, und Sie müssen versuchen, wieder ein wenig heiterer ins Leben zu blicken,“ sagte der Hausfreund, der in unverwundlicher Treue sich Anne Marias annahm und nun eben vor ihr stand. Er räusperte sich und kam dann zum zweiten Teil seiner Rede, welcher ihm leichter wurde; denn er besaß einen sehr glücklichen Sinn, der allezeit weniger des Lebens Schwierigkeiten, als die Mittel, diesen abzuwehren, ins Auge faßte.

„Beschäftigung müssen Sie vor allem haben, und nun hören Sie, was ich für Ihr hübsches, kleines Zeichentalent gefunden habe.“ Anne Marie lächelte müde. „Derr Justus,“ fuhr der Giffrige fort, „der Besitzer des großen Stickeriegeschäfts, will Ihnen auf meine Empfehlung hin Arbeit geben, und Sie werden sehen, Sie finden Vergnügen daran.“ — Nachdem er noch einiges Erbauliche über den Segen der Arbeit hinzugefügt, empfahl er sich und ließ Anne Marie allein an ihrem Fenster zurück.

Der gute Mann hatte recht; sie sollte nicht die langen Abende so in sich selbst versunken da sitzen. — Doch war es im Grunde kein leeres Hinbrüten. Anne Marie blieb nicht gefangen in jenem ersten dumpfen Schmerz um den Sohn. Sie suchte zu einem versöhnenden Gedanken durchzudringen durch das Dunkel, das über seinem Leben und über seinem Sterben gewaltet und haderte nicht mit dem Schicksal.

Und in ebenso ernstem, ehrlichem Nachdenken versuchte sie über das eigene Leben ins Meiste zu kommen und dessen Ergebnisse festzustellen. Denn nun war es Zeit dazu. Es konnte nach menschlicher Berechnung nichts mehr erwartet werden, mochten ihr auch noch so viele weitere Jahre beschieden sein. Was sie hinter sich hatte, das war das Leben gewesen. Das Leben, aus dem man so viel Wichtigkeit machte, auf das man in Schule und Religionsstunde vorbereitete, dessen Schönheit man der Jugend verließ, vor dessen Gefahren man sie warnte.

Anne Marie hatte vieles, vieles nicht erhalten, was sie erwartet hatte; das konnte sie verschmerzen. Aber sie fühlte, daß in ihrem Herzen noch etwas Unverbrauchtes war, daß sie noch eine Kraft der Liebe und der Hingabe besaß. Wo war die Lebensaufgabe, die nach dieser Kraft verlangte?

Die Beschäftigung, die der Hausfreund ihr verschafft, gedieh und wurde ihr lieb. Aber Anne Marie hatte nicht die Gabe, etwas Kleines, Unwesentliches für das ihr versagte Größere zu nehmen. — Ihr in sich gefehrtes Wesen machte es ihr auch schwer, sich in jene geschäftige Wohlthätigkeit zu versenken, die von einem armen alten Weiblein zum andern eilt, und vielen etwas zu sein sucht, da sie nicht einem alles sein kann.

Bei der nun recht gebrechlichen Nanette saß Anne Marie manchen langen Nachmittag. Die alte Näherin war immer lebhaften Geistes. Schiller zwar ließ sie jetzt beiseite. „Das war doch mehr für die Jugendzeit,“ sagte sie in mildem Gedenken ihrer Vierzigerjahre, wo sie noch in der Vollkraft ihrer Schwärmerei gestanden. Statt der Romanzen und Balladen bekam jetzt Anne Marie lustige Geschichten zu hören aus der Zeit, wo ihre Mutter und Nanette übermüthige Mädchen waren. Aber auch hier spielte die Phantasie dem alten Lockenkopf seltsame Streiche und Anne Marie hielt sich im Stillen an das Bild, das sie sich selbst von der Mutter gemacht.

Gleichmäßig vergingen mehrere Jahre. Wenn Anne Marie die Hochzeitsglocken der nahen Kirche hörte, so dachte sie mit wehmüthiger Theilnahme an die jungen Brautleute, und dies Gefühl unterschied sich nicht sehr von dem, mit welchem sie einen dahinziehenden Leichengang begleitete. Die Welt schien für ihre Augen Licht und Schatten allmählig zu verlieren.

Einmal, im Spätherbst erhielt sie einen Brief von der Base ihres Mannes. Sie kannte die Frau kaum und auch nicht die Verwandte, deren Tod da gemeldet wurde. Anne Marie wurde geziemend zum Begräbnis eingeladen, „obgleich man der weiten Entfernung wegen nicht auf ihr Kommen hoffen dürfte.“ Anne Marie legte den Brief weg und schloß Schrank und Schublade auf, um sich zu der kleinen Reise zu rüsten. Als junges Mädchen war sie einst mit dem Vater in jener Gegend gewesen, und nun erwachte in ihr ein schwaches Verlangen, wieder das Dorf zu sehen und das Waldthal, in das es eingebettet lag.

Das Leichenbegängnis fand am folgenden Tage statt; fast der ganze kleine Ort nahm Theil. Ernsten Sinnes schritt Anne Marie mit den schwarzgekleideten Frauen eine weite Strecke hinter den Männern her, wie es Sitte war, zum kleinen Friedhof hinauf und hörte die warmen Worte des Geistlichen. — Als man ins Trauerhaus zurückkam, wo für die Frauen in der hintern Stube der Kaffee bereit stand, da löste sich die gedrückte Stimmung, und die Thränen, die manche dem eignen Leid nachgeweint hatte, trockneten. Die Frauen, da nun doch einmal der Nachmittag angebrochen war, wollten ihn auskosten und wußten sich viel Merkwürdiges mitzutheilen, immerhin von vorherrschend betrüblichem Charakter, wie es für Ort und Zeit sich ziemte. Der nun verwitwete Lammwirt, der ausjah, als ob er das Leben noch einmal von einer andern Seite anfassen wollte, ging geschäftig mit seiner großen Kanne hin und her und nötigte den Frauen Kuchen auf. Dabei schob er ein winzig kleines Ding, ein zweijähriges Mädchen weg, das unter dem Tisch hervorgekrochen kam.

„Nach Platz, Gretel, bist überall im Weg!“ sagte er etwas ungeduldig.

Ein halbes Duzend Frauenhände streckten sich nach der Kleinen aus, die nun eine Weile von Schoß zu Schoß ging.

„O, du armes, armes Tröpflein,“ sagte eine dicke, alte Frau mit wehleidiger Stimme. „Du hast deine beste Zeit gehabt! Wo schlägt's nun dich hin! — Es ist ein Waislein,“ fuhr sie, zu Anne Marie gewendet, fort. „Der Vater ist beim Holzen von einem Baum erschlagen worden, und die Mutter, — der Schrecken, als sie ihr den Mann heimbrachten, kam in eine böse Zeit, — ist mit dem togebornen Kindlein ihrem Peter nachgefolgt und hat in Gottes Namen das Gretlein allein zurückgelassen. Die junge Frau war das Patenkind von der Lammwirtin, und die hat das Kleine zu sich genommen. Er aber kann das Kind nicht behalten.“ Die alte Frau flüsterte vorsichtig: „Er steht selber schlecht: er hat das Lamm verkauft und will in die Fremde. Das Gretlein kommt heute Abend noch ins Armenhaus.“

„Ins Armenhaus!“ wiederholten die aufhorchenden Frauen, und das Gretlein schaute sie lustig an, als ob es seinen Spaß habe an dem Chor.

Es dunkelte früh, und man brach auf. Anne Marie ging zur Bahnstation, da der nächste Zug sie noch heimbringen

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.